In freier Stunde

Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

1. Kapitel.

„Einen Whisky, bitte,“ sagte Klaus Höper zu dem Mixer und schwang sich auf einen der hohen Barstühle.

Ein wenig ärgerlich schaute er durch das Bullauge, vor dem der gischtende, hohe Wellengang im Sonnenglanze tanzte und flimmerte.

Mister Waker aus Chicago, ein rundlicher Mann mit vollwangigem Gesicht, betrachtete den anderen heiter von der Seite.

Harmlos ließ er die Beine baumeln und fragte dann so ganz nebenbei: „Wo steckt denn die berückende Lady Burton? Ich habe sie heute noch gar nicht zu Gesicht bekommen.“

„Wo wird die reizende Daisy schon stecken? Sicherlich steht sie mit Doktor Mertens an der Reling und unterhält sich,“ antwortete Höper. Der scharfe Trank gab seiner Stimme einen leichten Schleier.

Waker schmunzelte.

„Sie meinen, Daisy schwatzt und wirbelt ein halbes Dutzend Fragen zugleich auf, die ihr kaum beantwortet werden können, weil sie schon wieder bei etwas anderem ist. Mertens ist ein geduldiger Zuhörer.“

Höper stellte das Glas ab.

„Dieser Mertens — der richtige Frauenheld übrigens — interessant und von Abenteuerlichkeit umgeben — ahnt gar nicht, was er für einen Dusel hat. Daisy Burton, eine der reichsten Erbinnen der Staaten, hegt ganz offensichtlich Sympathien für den Doktor. Finden Sie das nicht auch?“

Der Chicagoer Makkaronifabrikant pfiff leise durch die Zähne. Was sind hier Sympathien, so meinte er. Eine junge, sehr vermögende Amerikanerin, die verwöhnte Tochter eines reichen Vaters, unternahm eine Europareise, und zu dieser gehörte nun einmal der Flirt. Er für seinen Teil war schon froh, daß Daisy Burton nicht wie alle übrigen Passagiere an Bord, wie überhaupt alle Menschen, die er kennenlernte, die Frage an ihn richtete, wie eigentlich Makkaroni hergestellt würden.

Vor dem Rundfenster tauchten silberne Wogen auf, schlugen sprühend gegen die dicke Glasscheibe und zerrannen in Glanz und Licht.

„Sie sieht heute besonders reizend aus, Mister Waker. Der fraisefarbene Trainingsanzug steht ihr ausnehmend gut. Ich sah sie von der Gymnastikstunde kommen, ihre Bewegungen schienen mir noch von Rhythmus und Musik erfüllt, ihr ganzer, ebenmäßiger Körper war durchgearbeitet, strömte eine Anmut aus, die, die . . .“

„Sie hätten Dichter werden sollen,“ bemerkte der Amerikaner trocken.

Höper runzelte die Stirn und wechselte verdrossen das Thema. Diese Amerikanerin machte ihn ganz rebellisch, er war doch sonst Frauen gegenüber so vernünftig und klar denkend — —

Inzwischen lehnte Daisy Burton in dem von Höper so begeistert geschilderten Trainingsanzug an der Reling.

Ihre Augen ruhten auf der schimmernden Wasserfläche; eine frische Brise trieb ihr das lose, rotblonde Haar um die Wangen.

Doktor Mertens beobachtete das ständig wechselnde Mienenspiel in dem sonnengebräunten Mädchengesicht. Die ganze Erscheinung lebte und vibrierte; die schmalen Finger der schön geformten Hände trommelten auf das Schiffsgeländer.

Es war schwierig, dieser lebhaften und wißbegierigen jungen Lady die verlangten Auskünfte zu geben. Warum er eine Expedition in das Niam-Niam-Gebiet unternommen habe? Wieso er überhaupt als Forscher in die Welt gegangen sei? Weshalb er keinen schwarzen Niam-Niam-Boy mitgebracht habe? Mit welchem englischen Freunde er im Anschluß an die Ostafrika-Expedition nach Amerika geflogen sei? Ob es ein großes Erlebnis sei, ein solcher Transozeanflug?

So gingen die Fragen, die Antworten erheischten.

„Und jetzt, Mister Mertens?“

„Jetzt? Was meinen Sie, Miß Burton?“

„Jetzt werden Sie immer in Deutschland bleiben? Ich meine, werden Sie jetzt in Berlin leben? Sie fahren doch dorthin?“

Doktor Mertens schaute auf die auf- und niedergehende See hinaus, die in der Ferne den blauen Himmel fast zu berühren schien. In seine blaugrauen Augen trat ein weicher Glanz.

Der helläugige Blick der Amerikanerin ruhte auf dem bartlosen, scharf geprägten Männergesicht.

„Und jetzt?“ fragte sie ungeduldig und Antwort heischend.

Hugo Mertens beachtete die ungeduldige Wiederholung der Frage nicht. Gedankenvoll versenkte er die Rechte in die weite Tasche seiner weißen Strandhose.

Daisy Burton schob die hochgeschwungenen, wie mit einem feinen Pinsel gemalten Brauen zusammen. Eine Falte grub sich ein und gab ihrem Antlitz einen hochfahrenden Ausdruck. Schon öffnete sie wieder die Lippen, da sagte Mertens etwas zerstreut und abwesend: „Was ich jetzt unternehme, ist noch nicht ganz geklärt.

Möglich, daß ich mich später in Berlin niederlasse. Zunächst besuche ich Verwandte."

Die junge Amerikanerin hatte sich weit über das Geländer gebeugt und schaute in das spiegelnde Wasser.

Ohne den Blick zu erheben, drang sie weiter in den Mann:

„Sie gehen also nicht nach Berlin? Darf man fragen, wohin Sie Ihr Weg führt?"

„Ich fahre zunächst nach Ostdeutschland," erwiderte er in einem höflichen Ton, der weitere Fragen ausschloß.

Daisy Burton schnellte hoch, ihre hellen, grauen Augen musterten den Mann. Sie biß sich auf die Lippen und drehte sich kurz um.

„Es ist Zeit, bald wird der Gong zum Lunch ertönen."

Mertens sah dem jungen Mädchen nach. Wie locker es dahinschritt, diese federnden Knie, dieser durchtrainierte Körper. Es war ein Genuß, Daisy Burton zu betrachten.

Soeben betrat Höper und Mister Waker das Promenadendeck.

Ohne die beiden Herrn eines Blickes zu würdigen, stieg Lady Burton die Treppe hinunter.

„Kalt wie eine Hundeschnauze," brummte der Chemiker hinter ihr her. Dann sah er verdrießlich zu Mertens hinüber, der gleichmütig das Spiel der Wellen verfolgte.

Der Mann hat ja überhaupt keine Ahnung, was für ein Glück er hatte. So war es nun einmal im Leben: immer der, der keinen Finger rührte, das Glück an sich zu ziehen, dem fiel es in den Schoß. Gut, daß der Urlaub zu Ende ging — steckte er erst wieder in seiner Arbeit, waren ihm die Frauen gleichgültig . . .

In dem Gang, auf dem die vielen Kajütentüren mündeten, war das Mädchen sekundenlang stehengeblieben. Mit dem spähenden Ausdruck ihrer hellgrauen Augen starrte sie auf die Kabinentür, die die Nummer zehn trug. Dort wohnte Hugo Mertens.

Heiße Röte schlug Daisy in das Gesicht. Wie dieser Mann es verstand, sich innerlich vor ihr zu verbergen; er riegelte einfach ab, und sie stand draußen. Zum ersten Male in ihrem Leben begegnete sie einem Mann, der nicht in ihr James Burtons' einzige Tochter sah, der nicht fand, daß sie schön wäre, sehr schön.

Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen.

Daisy setzte ihren Weg fort und drehte wieder um. Sie blieb von neuem vor der Kabinentür Nummer zehn stehen und starrte sie an.

Jeder tat sonst ihren Willen, ob es der Vater oder sonst ein Gentleman war. Jeder wußte, daß sie nur eines kannte, ihr Ziel zu erreichen. Und nun kam dieser Doktor Mertens und — —

Der Steward schritt den Gang herab und wollte mit einer höflichen Verbeugung an der jungen Dame vorübergehen.

Da schoß ein Gedanke durch Daisys Gehirn.

Sie winkte den Mann heran.

Leise und dennoch scharf betont kamen die Worte von ihren Lippen. Langsam schritt sie den Gang hinauf, den Steward an der Seite.

Alles, was hinter dieser Tür vorging, mußte sie wissen. Der Steward sollte ihr Auskunft geben, er sollte suchen, suchen, ob er irgendwo ein Bild einer Frau entdecken konnte. Eine Frau mußte im Spiele sein — vor Daisys Blick tauchte die Gestalt des deutschen Afrikaforschers auf. Wie verträumt hatte er auf die wogende See hinausgeschaut.

Sie mußte erfahren, was in seinem Herzen vorging.

Der Steward hörte mit undurchdringlicher Miene zu und verneigte sich.

Daisy aber schlug die Tür ihrer Kabine hinter sich zu und warf sich auf das Messingbett.

Die Sprungfedern knarrten leise, biegsam und schlank lag sie auf der leichten Daunendecke.

Mit geschlossenen Augen lauschte sie dem Atem des Meeres, das in gleichmäßigem Auf und Nieder das Schiff Mertens' Vaterland entgegentrug.

Sie überhörte das Pochen der Stewardeß, die kam, um die Toilette für den Lunch herauszulegen.

Und zum ersten Male, seit sie an Bord war, antwortete sie unfreundlich und kühl, daß es ihr gleichgültig sei, was sie anziehe.

„Legen Sie doch irgendein Kleid heraus," kam es patzig von ihren Lippen.

Die Stewardeß öffnete den Schrank, den die bunte Seide vieler Kleider füllte. Die Sonne glitt hinein, und ein verschwenderisches Farbenspiel begann.

Die Amerikanerin sprang auf. Sie hatte ja gar nicht mehr an das große Bordfest gedacht, das kurz vor dem Ansteuern der Küste stattfinden sollte. O — bei dieser Gelegenheit sollte der stolze Doktor Mertens schon vor ihr kapitulieren.

2. Kapitel.

Der Liftjunge, in seiner knappsitzenden, goldgestickten Pagenkleidung, wurde verlegen, als er Daisy Burton den langen Flur des Hotels hinaufschreiten sah. Viele Gäste stiegen in dem großen Astoriahotel ab, das internationale Publikum, das in Hamburg an Bord ging oder die Schiffe verließ, gab sich im Astoria ein Stelldichein. Eine so schöne Frau glaubte der Liftjunge noch nicht gesehen zu haben.

Sein Herz schlug gewaltig, wenn die Doppeltüren von Nummer 22 sich öffneten und die Amerikanerin heraustrat.

Nun spürte er bereits den leisen Duft von Lavenor, der immer den ganzen Fahrstuhl erfüllte, wenn sie ihn benutzt hatte.

„Abwärts?" fragte der Knabe und legte die Hand an die goldbetreßte Mütze.

Daisy nickte.

Mit geübter Hand schloß der junge Mann den Lift, die Tür schnappte ein, langsam sank der Fahrstuhl in die Tiefe.

Daisy Burton hatte helle Augen und war heute schöner denn je. Sie trug ein lichtgrünes Kleid aus feiner Wolle mit dazu passendem Schal. Eine winzige Uhr in Medaillongröße hing an dünner Kette um ihren schöngeformten Hals.

Der Fahrstuhl war in der Hotelhalle angelangt. Diensteifrig riß der Knabe die Tür auf.

„Bitte sehr!"

Flüchtig nickte die junge Dame dem grüßenden Liftjungen zu, ihr Blick wanderte schon in der nächsten Sekunde durch die mit erlesenem Geschmack eingerichtete Halle.

Fremde Sprachen klangen an Daisys Ohr, sie sah Menschen aus allen Ländern, doch den einen, nach dem sie forschte, entdeckte sie nicht.

Mit leicht umwölkter Stirn ließ sie sich in einen hechtgrauen Klubsessel nieder.

Mit fahriger Bewegung holte sie einige Zeitschriften, die vor ihr auf dem runden Tisch lagen, heran und blätterte darin herum.

Hugo Mertens schlief noch, dabei erklärte er doch stets, er sei Frühaufsteher. An Bord war er auch

immer einer der ersten an Deck gewesen. Ließ er sie absichtlich warten, wollte er sie ein wenig necken, oder war seine Stimmung bereits wieder umgeschlagen?

Der gestrige Tag hatte sie recht befriedigt. Man war von Bord gegangen, und der Steward hatte ihr das Hotel verraten, in dem Doktor Mertens abzusteigen beabsichtigte. Rasch hatte sie sich dort ebenfalls Zimmer bestellt.

Daisy warf die Blätter auf den Tisch zurück.

Der Steward — nichts hatte er ihr melden können. Doktor Mertens hatte weder ein Frauenbild auf dem Tisch seiner Kabine, noch sonst irgendein solches Bild unter seinen Sachen. Das war beruhigend. Und Mertens selbst war wesentlich aufmerksamer und netter geworden, seit man an Land war. Ein wenig überrascht hatte er allerdings dreingeschaut, als sie sich auf dem Flur begegneten. Doch im Astoriahotel stieg nun einmal alles ab, was auf Stil und Kultur Wert legte — warum sollte sie nicht ebenfalls hier wohnen?

Die hellen Augen des jungen Mädchens glitzerten schadenfroh und überlegen.

Eine gute Erziehung hatte dieser Mann, das mußte man sagen. Er war aufmerksam und zuvorkommend, hatte sich ihr den ganzen Abend gewidmet. Das söhnte sie mit vielem aus, was sie an Bord hatte in Kauf nehmen müssen. Und nun hatte sie ein richtiges Programm gemacht, mit zahllosen Wünschen: er sollte sie in seinem Wagen, den er sich noch Hamburg hatte schicken lassen und den sie gestern bereits ausprobiert hatte, herumfahren, ihr Hamburg zeigen, Hamburg bei Tag und Nacht. Dabei wollte sie das eine Ziel nicht aus den Augen lassen, das sie sich gesetzt hatte: gerade von diesem ernsten, verschlossenen Doktor Mertens wollte sie umworben sein.

Daisy Burton hatte den trotzigen Gesichtsausdruck, den ihre Angehörigen so gut kannten. „Well, nun ist nichts zu machen, eher geht die Welt unter!“ sagte dann immer der alte Burton und zuckte die Achseln.

Wo blieb Mertens?

Die Amerikanerin winkte einen Kellner herbei.

„Können Sie mir sagen, ob Herr Doktor Mertens schon das Frühstück genommen hat?“

„Herr Doktor Mertens, einen Augenblick, ich werde sofort fragen, meine Dame.“

Die Hotelhalle hatte sich gefüllt, Verabredungen wurden getroffen, Bekannte trafen zueinander, Stimmengewirr erfüllte den von einer lichten Kuppel überwölbten Raum.

„Herr Doktor Mertens ist heute in aller Frühe mit seinem Wagen abgereist.“

Der Kellner neigte sich diskret zu Daisy Burton vor.

„Abgereist, wie — abgereist?“

„Jawohl, meine Dame, heute gegen fünf Uhr früh, ich habe mich genau erkundigt.“

Die Halle begann vor Daisys Augen zu wanken, eine dumpfe Wut stieg in ihr auf. Mertens hatte sie verbindlich und liebenswürdig abgesetzt.

„Und wohin ist Doktor Mertens — — ich meine, ist das nächste Reiseziel bekannt?“

Bedauernd zuckte der Kellner die Achseln. Es sei nichts bekannt. Weder der Herr im Büro, noch der Pförtner wußten etwas, er hatte bereits gefragt.

„Hat Herr Doktor Mertens etwas hinterlassen?“ kam es von Daisy Burtons Lippen.

„Er trug dem Pförtner auf, die Dame zu grüßen. Der Pförtner hatte noch keine Gelegenheit, die Bestellung auszurichten.“

Mit einem Ruck stand Daisy Burton auf, erschrocken wich der Kellner zurück. Das Gesicht des jungen Mädchens war blaß, die Augen glitzerten hart.

Viele Blicke folgten der schönen Amerikanerin, die eilig durch die Halle ging.

(Fortsetzung folgt)

Die Kunst, trotzdem am Leben zu bleiben

Amerikanisches Abenteuer von Hansjürgen Weidlich.

Es war in New York und begann damit, daß ich einen auffallenden Durst verspürte. Mein Kollege sagte, Durst sei ein typisches Zeichen von Zucker. Ich sei zuckerkrank und solle zum Arzt gehen, bevor ich überprozentig wäre.

Ich ging zu einem Arzt für innere Krankheiten. Er untersuchte mich und sagte, ich wäre nicht zuckerkrank, aber ich hätte Anlagen zu Plattfüßen. „Stellen Sie sich einmal gerade hin. Hacken zusammen, Fußspitzen nach außen, Knie durchdrücken!“

Ich tat es. Der Arzt war entsetzt. „Aber Mann, Sie haben ja überhaupt schon Plattfüße! Ziehen Sie mal Ihre Schuhe aus.“

Ich erklärte ihm, ich hätte mich auf Zucker eingerichtet, auf eine Plattfußuntersuchung wäre ich nicht vorbereitet. Ich wollte lieber noch einmal wiederkommen. Er war sehr dafür.

Ich ging nach Hause und stopfte meine Strümpfe, dann ging ich wieder zum Arzt. Er hielt schon einen Zettel bereit, mit dem er mich zu einem Geschäft für orthopädische Bedarfsartikel schickte.

Im Schaufenster dieses Unternehmens waren Fußskelette und Röntgenaufnahmen ausgestellt. An ihnen wurde erklärt, wie platt ein Fuß werden kann. Es war kein schöner Anblick.

Ich wurde in eine Zelle gesetzt, und ein Mann machte mir kalte Umschläge um beide Füße. Ich fragte ihn, ob denn kalte Umschläge auch gegen Plattfüße ein gutes Mittel seien. Er sah mich vorwurfsvoll an und erklärte, er mache einen Gipsabguß von meinen Füßen — nach dem würden meine Einlagen angefertigt.

„Einlagen bekomme ich auch?“ Er schwieg. „So schlimm ist es?“ Er schwieg weiter. „Ich meine: gibt es noch eine Rettung?“ — „Noch ist es nicht zu spät“, sagte er ernst.

Ich sah ihn dankbar an und fügte hinzu, wie glücklich ich sei, daß der Arzt meine Plattfüße noch rechtzeitig erkannt habe. „Wissen Sie“, sagte ich zu ihm, „ich habe nämlich vor, ein ernster Mensch zu sein. Und mit einem Pinguingang kann man doch höchstens erreichen, daß die Leute über einen lachen. Zum tragischen Clown aber reicht meine Selbstüberwindung nicht aus.“ Er sah mir tief in die Augen und sagte, übermorgen könnte ich meine Einlagen holen.

Ich freute mich auf sie und ging leichten Fußes in eine Cafeteria, um meine Rettung zu feiern. Ich trank eine Tasse Kaffee und zwei Gläser Wasser. Mein Durst hatte trotz der Plattfüße noch nicht nachgelassen.

Im Gegenteil: er nahm zu; außerdem fühlte ich in der Brust bisweilen einen stechenden Schmerz.

Als ich meine Einlagen abholte, sagte das junge Mädchen an der Kasse, nun würde es mit den Schmerzen in meinen Füßen und Beinen auch besser werden. „Ich habe aber doch nur in der Brust Schmerzen!“ sagte ich verwundert. „Um so besser!“ sagte sie und lächelte.

Ich lächelte gleichfalls, und als ich aus dem Unternehmen war, lachte ich sogar vor Freude. Wenn ich in den Füßen und Beinen noch keine Schmerzen hatte, dann war alles vielleicht gar nicht so schlimm. Vielleicht hatte der Arzt nur so entsetzt getan, damit ich den Ernst meiner Lage begriff? Ein lieber Arzt! Und hatte als erster mein Leiden erkannt. Kein Mensch hatte bis jetzt gemerkt, daß ich Plattfüße hatte. Erst nach Amerika mußte ich dazu kommen. Dolle Leute, diese Yankees! Ich war glücklich, mich in guten Händen zu wissen.

Ich legte die Einlagen sofort in meine Schuhe. Dann zog ich sie wieder an. Sie ließen sich nur schwer zuschnüren. Ich hatte einen hohen Spann bekommen. Das gefiel mir gut. Nur gehen konnte ich plötzlich leider nicht mehr. Ich stampfte. Aber auch das Stampfen war nicht so einfach.

Ich beschloß, die neue Gangart in der Straße zu üben. Ich mußte die Treppe quer hinabsteigen, um nicht vornüber zu stürzen. Bevor ich das Ende des ersten Häuserblocks erreicht hatte, hatte ich beide Schuhe zweimal verloren. Meine Hacken hatten keinen Halt mehr.

Ich sah ein, daß ich Stiefel tragen mußte. Nun tragen die Amerikaner für gewöhnlich nur Halbschuhe. Wenn sie Stiefel tragen, dann nur eine Art Bergstiefel. Ich kaufte mir ein solches Paar. Auch in ihnen hatte ich einen hohen Spann. Aber ich konnte in ihnen gehen, ohne sie zu verlieren.

Ich ging viel. Vielmehr: ich stampfte viel. Ich wollte mich gewöhnen. Am zweiten Tage empfand ich Schmerzen in Füßen und Beinen. Ich sagte mir: es ist Einbildung. Es war keine Einbildung. Ich sagte mir: es geht vorüber. Es ging nicht vorüber. Ich mußte über den großen Onkel laufen, wenn ich überhaupt noch gehen wollte. Da erkannte ich mit furchtbarer Gewißheit: alle Rettungsversuche waren vergeblich — ich würde hoffnungslos Plattfüße bekommen. Bekommen? Behalten!

Ich onkelte traurig in die Cafeteria und trank eine Tasse Kaffee und vier Gläser Wasser. Beim vierten Glas verschluckte ich mich. Während des Hustens merkte ich, daß der Schmerz in der Brust quälend wurde. Ich mußte mich vornüberbeugen, um ihn zu lindern.

Mein Kollege sagte, ich solle zu einem anderen Arzt gehen. Es wäre in diesen Tagen wohl zu viel Arbeit für mich gewesen, und nun hätte ich es am Herzen.

Ich ging zu einem Herzspezialisten und wollte ihm meine Geschichte erzählen. „Ich habe seit einiger Zeit so einen merkwürdigen Durst", begann ich.

Er nickte. „Typisches Anzeichen für Zucker", sagte er.

„Ich habe aber keinen Zucker", sagte ich. „Ich habe Plattfüße."

Er sah auf meine Stiefel. „Nein", sagte er, „Sie haben den Hackenfuß."

„Was für'n Ding?" sagte ich, und dann: „Gut, ich habe den Hackenfuß. Aber außerdem habe ich . . ." und ich erzählte ihm von den Schmerzen in der Brust.

Er sagte, ich hätte neuralgische Beschwerden und einen Muskelkater. Der Muskelkater würde sich legen. Gegen die neuralgischen Beschwerden verschrieb er Pillen. „Die werden helfen", sagte er.

Sie halfen nicht. Der Muskelkater legte sich auch nicht.

Der dritte Arzt stellte fest, daß ich mir den Darm erkältet hatte. Ich mußte mich ausziehen und hinlegen. Kniete sich über mich und knetete mir den Bauch so lange, bis ich sagte: Jawohl, er habe recht, hier tue es weh. Er freute sich, daß er sich nicht geirrt hatte, und meinte, es wäre nichts Schlimmes, und ich sollte mir nachts eine Wärmflasche auf den Bauch legen.

Ich nahm mir eine Wärmflasche mit ins Bett und brachte sie auf meinem Bauch an. In der Nacht hatte ich einen häßlichen Traum: ich war ein Pinguin und sollte schwimmen lernen. Ich machte, daß ich aufwachte. Die Wärmflasche lag unter mir und war ausgelaufen. Außerdem hatte ich Fieber.

Ich ging zu einem Spezialarzt für Magenleiden. Er sagte, ich hätte Herzbeutelentzündung, empfahl Eisbeutelbehandlung und schickte mich zu einem Facharzt für Herzkranke.

Mit dem Gehen hatte es übrigens inzwischen so seine besondere Schwierigkeit bekommen. Meistens fuhr ich mit der Straßenbahn. Mittags nahm ich die Einlagen aus den Stiefeln. Lieber Plattfüße als den Hackenfuß — so weit war ich mittags. Auf den hohen Spann verzichtete ich dann auch gern. So oder so, sagte ich mir, meine Füße sind ja doch ruiniert. Und die Stiefel waren es gleichfalls. Sie hatten sich den Einlagen angepaßt und die Plattsohle bekommen.

Vormittags den Hackenfuß — nachmittags Plattfüße, vormittags über den großen Onkel — nachmittags wie ein Pinguin. Mein Kollege staunte. „Was du für Fähigkeiten in dir hast! Du solltest Komiker werden."

Wohlan! — wenn es das Schicksal mir nun einmal bestimmt hatte, daß ich ein Clown werden sollte — gut, dann würde ich mir den Weg zum Ruhm eben erwatscheln oder erstampfen, je nachdem. Nur wollte ich vorher noch die Herzbeutelerkältung und die Darmentzündung, die Muskelbeschwerden und den neuralgischen Kater loswerden. Ich pinguinte zum fünften Arzt.

Diesmal wählte ich einen Lungenspezialisten. Er sagte, ich hätte Rippenfellentzündung. Er hatte recht.

Ich lag vier Wochen im Bett und wurde zweimal punktiert. Als ich wieder aufstand, hatte ich auch keine Plattfüße mehr. Ich konnte schmerzlos und wieder in Halbschuhen gehen, und mit dem Durst war es vorbei.

Es ist eben tatsächlich so: im Land der unbegrenzten Möglichkeiten sind die Möglichkeiten unbegrenzt.

Höhere Gewalt

Von Wolfgang Zenker.

„Ha! Der Odysseus!" begrüßte Forstrat Kolzig seinen Freund, den Apotheker Siebendür, als er in der abendlichen Runde erschien. „Kolzig!" sagte Siebendür zum Forstrat — „wenn du mich noch einmal mit einem von deinen Hundenamen schimpfst . . ." „Siebendür," sagte Kolzig mit tiefem Ernst: „Erstens: ein Hundename ist für den Menschen nicht geschimpft, es ist eine Ehre. Zweitens: Odysseus ist kein Hundename. Das ist mir nur eingefallen wegen deiner Irrfahrt neulich . . ." „Erzählen!" riefen die anderen. „Wissen wir ja noch gar nicht!" Da half dem armen Siebendür nun weder Abwinken, noch Ablenken, der Forstrat gab die Geschichte der Siebendürschen Irrfahrt zum besten, und erbot sich, notfalls auch noch das Zeugnis der Frau Apotheker beizubringen. Denn sie hatte, gleichsam als sorgenvolle Penelope, zuerst dem Forstrat von der Irrfahrt ihres Gatten berichtet.

„Ihr wißt," begann der Forstrat, „wenn die Pflanzzeit ist, bin ich früh draußen. Die jungen Fichten wollen gesetzt sein, eh' die Sonne hoch ist, und wenn die Bahn mir abends einen Zettel schickt, daß eine Ladung Kulturpflanzen gekommen ist, dann bestell' ich die Fuhrwerke für früh vier Uhr an den Bahnhof, und bin selbst zur Stelle. Wie ich nun letzten Donnerstag um diese Zeit durchs Städtchen auf den Bahnhof rolle, da ist die Tür der Apotheke offen, und davor steht die Apothekerin und schaut bald rechts, bald links den Markt entlang. „Ach, Herr Forstrat," ruft sie mir zu, „ich bin in solcher Sorge, mein Mann ist weg." „Na, Frau Siebendür," sag ich, „der wird nicht aus der Welt sein!" „Doch", sagt sie, „er ist verschwunden." Ja, nun wißt ihr doch, der Apotheker hat neuerdings ein Telephon, wie der Bürgermeister und der Doktor — na, das Forstamt bekommt nun auch die neumodische Sache, da braucht die Bahn mir keinen Zettel mehr zu schicken, wenn Pflanzen gekommen sind . . . Also die Frau Siebendür sagt mir, ihr Mann, der wäre verschwunden. Er war am Tage vorher nach der Hauptstadt gefahren und wollte am gleichen Abend zurück sein, statt dessen klingelte spät abends das Telephon, und ihres Mannes Stimme teilte ihr mit seltsam hohlem Klang mit, er komme erst gegen Mitternacht. Da war sie aufgeblieben, aber Siebendür war nicht gekommen . . ."

Hier machte Forstrat Kolzig eine Pause und sandte, während er seine Pfeife von neuem in Brand setzte, einen bedeutsamen Blick in die Runde. Der alte Doktor sagte: „Ei, ei, ei!" und der Kantor rief: „Oho!" Der Apotheker aber wurde rot. „Ja," sagte der Forstrat, „ich habe mich ja auch gewundert, ich hätte das von unserem Siebendür niemals gedacht. Aber am Bahnhof traf ich ihn dann selbst, den Ausreißer. Und da kams heraus . . ."

„Das laß mich nur selbst berichten," unterbrach jetzt Siebendür den Forstrat. „Du hast eine zweideutige Art, zu erzählen, Kolzig!"

„Also, es war so. Wir hatten eine wichtige Tagung in der Hauptstadt, und danach bin ich in Gedanken in einen falschen Zug gestiegen. Ich merkte es erst, als der Schaffner kam und die Fahrkarte nachsah. Der riet mir, von der nächsten Stadt aus zurückzufahren, dann würde ich gerade noch mit dem Mitternachtszug heimkommen. Also stieg ich aus, und weil wir doch nun ein Telephon besitzen, ließ ich mich gleich von dem fremden Bahnhof aus verbinden und sagte meiner Frau, daß ich später käme. Wie ich nun den Hörer wieder anhänge, setzt sich der Zug draußen gerade wieder in Bewegung. In diesem Augenblick fällt mir ein, daß ich meine Reisetasche im Abteil hatte liegen lassen. Also, ich springe geistesgegenwärtig auf den letzten Wagen, und will beim nächsten Halt die Tasche holen und dann endlich die Rückfahrt antreten. Aber, was denkt ihr wohl, es war gar nicht der Zug, in dem ich gesessen hatte, es war wieder ein falscher, der eingefahren war, während ich durchs Telephon sprach. Na, kurz und gut, ich bin die ganze Nacht kreuz und quer gefahren, und wegen meiner Tasche habe ich erst schreiben müssen. Doch der Bahnvorstand hat mir heute gesagt, sie hat sich inzwischen in Berlin gefunden. Das Schlimmste aber war, daß ich bei meiner Rückkehr ausgerechnet dem Forstrat in die Hände fallen mußte!"

„Na," sagte Kolzig, „hab ich nicht recht, wenn ich da an die Irrfahrt des Odysseus denken muß?" „Odysseus!" lachte der Kantor. „Siebendür, der Name bleibt an dir hängen!" „Und ich sage euch," grollte Siebendür, „wer mich noch mal so nennt, der soll was erleben. Die Leute denken dann doch, es sei ein Hundename!"

Als aber ein paar Tage später im Forstamt das Telephon eingerichtet war, konnte sich's der Forstrat doch nicht versagen, die Nummer des Apothekers zu verlangen und als er an einem lauten Knacken im Hörer zu spüren glaubte, daß Siebendür nun da sei, rief er das Wort: „Odysseus!" Er hat es sehr bereut.

„Du hör mal," sagte er leise zu Siebendür, als sie das nächste Mal beisammen saßen, „daß war aber nicht nett von dir!" Siebendür sah ihn verwundert an. „Was meinst du denn?" „Ach," sagte Kolzig, „verstell' dich nicht. Ich habe doch neulich durchs Telephon das Wort gerufen, das du nicht hören willst — da schlägt das Ding, der schwere Hörer, mir eine Maulschelle runter, nicht von Pappe . . . Wie hast du das gemacht?" Siebendür dachte nach. Dann sagte er: „Siehst du, das war die höhere Gerechtigkeit — aber ich kann nichts dafür. Du weißt wohl nicht, daß man das Ding bei Gewitter nicht benutzen soll?"

Kolzig rieb sich die Backe in schmerzlicher Erinnerung. „So war das also . . . weißt du, Siebendür — du brauchst das nicht gerade weiterzuerzählen!" „Ganz auf Gegenseitigkeit", meinte Siebendür. Die beiden Freunde gaben sich die Hand und kniffen dabei jeder ein Auge zu.